

Rezension von: Dorowin, Hermann:
 »Mit dem scharfen Gehör für den Fall«. Aufsätze zur österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert. Wien: Ed. Praesens 2002.

Der kürzlich in der Wiener *Edition Praesens* erschienene Band »Mit dem scharfen Gehör für den Fall«. Aufsätze zur österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert von Hermann Dorowin versteht sich u.a. als eine Antwort auf die notorische Frage nach dem Österreichischen in der österreichischen Literatur. Der Autor, seit mehr als zwanzig Jahren an der Universität Perugia lehrend, glaubt, dieses sei gerade »nicht aus regionaler Enge, sondern aus der Offenheit und aus der besonderen Pluralität kultureller Einflüsse her [zu] erklären«. Ein Paradox, dem man aber eine gewisse Triftigkeit sicher nicht absprechen kann, auch wenn es dunkel an die Rede vom »habsburgischen Mythos« gemahnt und damit nur Altbekanntes zu bemühen scheint.

Selbstverständlich gilt es zu spezifizieren, von welcher »österreichischen Literatur« Dorowin spricht. Während er als Kronzeugen für seine Aussage neben Broch und Celan natürlich Joseph Roth anführt, geht es in den im vorliegenden Band versammelten Aufsätzen um Hugo von Hofmannsthal und Karl Kraus (aus dem Blickwinkel Walter Benjamins), Alfred Polgar, Elias Canetti (im Vergleich mit Ernst Jünger), Jura Soyfer (im Vergleich mit Georg Büchner), Erich Fried, Thomas Bernhard und Ingeborg Bachmann. Freilich kann man auch sie alle unter dem Signum der »Pluralität kultureller Einflüsse« lesen, allerdings würde sich Dorowins Diktum schon am Beispiel der Avantgarde der 1970er Jahre (Jelinek, Handke, Bauer) oder gar an dem der jüngsten Gegenwartsliteratur (Streeruwitz, Schwob, Hochgatterer, Gstrein) selbst *ad absurdum* führen.

Dies sei nur vorneweg gesagt und damit Dorowins Leistung keinesfalls geschmälert, denn seine Fallstudien, die mit Ausnahme des Beitrags über Bernhard alle aus den letzten zehn Jahren stammen und an verschiedensten (und zum Teil eher entlegenen italienischen) Orten zum Abdruck gekommen sind, sind allesamt Vorbildlich recherchiert und fördern eine Fülle interessanter und zumindest für mich vielfach neuer Einsichten zutage.

So beleuchtet der Autor etwa (im Aufsatz *Querulanten, Geisterseher, Saboteure im Abendland des Untergangs. Walter Benjamins Seitenblicke nach Österreich*) das äußerst wechselvolle Verhältnis Benjamins zu Hofmannsthal, ein Musterbeispiel für die Begründung persönlicher Sym- und Antipathien in politischen und poetologischen Positionen. Dorowin weist dies v.a. an beider doch recht unterschiedlicher Rezeption der barocken Tradition nach, die nicht ohne Folgen für ihr privates Verhältnis bleiben konnte.

Verdienstvoll ist auch die Studie zu Alfred Polgar (*Metapher und Paradox in den Schriften Alfred Polgars*), dessen singuläre Stellung im Zeitungswesen seiner Zeit Dorowin u.a. mit Blick auf Benjamin herausarbeitet. Der Aufsatz überzeugt v.a. durch die geschickte Auswahl der Zitate und durch eine feine Stilanalyse, die höchstens an dem krankt, woran philologische Stilanalysen fast notwendigerweise krank müssen: daran, dass sie stilistisch ihrem Untersuchungsgegenstand meist hinterher hinken und damit dessen stilistische Brillanz in der Analyse tendenziell unterminieren. Wie ja überhaupt der Stil eines Autors gerade nicht reduzierbar scheint auf ein paar rhetorische Figuren, sondern letztlich in etwas begründet ist, an das die literaturwissenschaftliche Stilanalyse nicht heranreicht und das Musil am Beispiel Schnitzler mit dem – allerdings nicht sehr scharfen – Begriff der ›Persönlichkeit‹ zu fassen suchte. Keinesfalls soll damit jedoch eine grundlegende Kritik an Dorowins stilistischen Fähigkeiten artikuliert werden. Diese sind durchaus solide, auch wenn sich gelegentlich Romanismen einschleichen. Erwähnt sei diesbezüglich nur das doch unschön wirkende Adjektiv »indezent«.

Kenntnisreich und erkenntnisfördernd scheint mir die Parallelektüre Elias Canettis und Ernst Jüngers (*Böses Auge – kalter Blick. Zum Frühwerk Elias Canettis und Ernst Jüngers*) zu sein, nicht zuletzt durch den zeitlichen Längsschnitt den Dorowin vornimmt, welcher auch die Positionsverschiebungen im jeweiligen Einzelwerk nicht übersieht.

Interessant auch die Kontrastierung Jura Soyfers mit Georg Büchner (*»Spinnert oder hoffnungslos – alles auf einmal kann der Mensch nicht sein«. Satire und Narrentum bei Jura Soyfer und Georg Büchner*). Auch hier blendet Dorowin durchaus nicht die Unterschiede aus, auch wenn sein Blick vorrangig den Ähnlichkeiten gilt. Für die Erhebung Soyfers in den Rang eines österreichischen Büchner des 20. Jahrhunderts fehlen aber m.E. die einschlägigen Textbelege, Stellen, wie Dorowin sie aus *Dantons Tod* anführt, die im Ohr bleiben, ganz nackt da stehen können und dennoch leuchten durch die Strahlkraft ihrer sprachlichen und gedanklichen Schönheit.



Schlicht und doch eindringlich ist die Studie zu Erich Frieds äußerst politischem Gedicht *Schutthaufen*. Allerdings erscheint folgende in eine Fußnote verpackte Aussage ärgerlich und unnötig: »Daß nicht alle Gedichte Frieds gelungen sind, ist mittlerweile eine verbreitete Einsicht.« Von welchem Dichter ließe sich etwas anderes behaupten?

Die Aufsätze zu Bernhard (*Die mathematische Lösung des Lebens. Überlegungen zu einigen Prosatexten Thomas Bernhards*) und Bachmann, besonders jener zum Gedicht *Die gestundete Zeit* überzeugen durch die Genauigkeit der Lektüre, die Fülle der literarischen und philosophischen Bezüge, die Dorowin herstellt, und die immer wieder betriebene Korrektur oder Ergänzung tradierter Lesarten. Methodisch ist das natürlich alles eher »old school«, wenn ich so sagen darf, aber Dorowins Aufsätze sind mehr ein Argument für als gegen eine solche.

Abschließend muss noch gesagt werden, dass seine Aufsätze selbst genau das leisten, was er als das spezifisch Österreichische an der österreichischen Literatur definiert: Sie speisen sich allesamt aus einer großen »Pluralität kultureller Einflüsse«. An seinem Beispiel lässt sich eindringlich studieren, was es heißen könnte, ein sog. »Auslandsgermanist« im besten Sinne zu sein. Die Besonderheit eines solchen bestünde dann darin, auch die germanistischen Arbeiten der Kollegen in seinem Gastland wahrzunehmen, sowie in einer immer wieder bezogenen komparatistischen Perspektive, die Dorowin geradezu zum Habitus geworden scheint und die den Horizont des Lesers wiederholt auf äußerst anregende Weise über die engen Grenzen der Literatur in deutscher – *recto*: österreichischer – Sprache hinaus erweitert.

